

Insel Verlag

Leseprobe



Pérez-Reverte, Arturo
Das Los, das man zieht

Aus dem Spanischen von Petra Zickmann

© Insel Verlag
978-3-458-17821-7



Arturo Pérez-Reverte

DAS LOS, DAS MAN ZIEHT

Aus dem Spanischen von Petra Zickmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel *Sabotaje* bei Alfaguara, Penguin Random House Grupo Editorial, Barcelona

Obschon dieser Roman auf wahren Ereignissen basiert, sind Handlung und Figuren größtenteils frei erfunden. Auch werden realen Personen in manchen Fällen fiktive Taten zugeschrieben. Einige nachrangige historische Details hat der Verfasser verändert, um sie dem Lauf der Erzählung anzupassen.

Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2019

© 2018, Arturo Pérez-Reverte

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17821-7

DAS LOS, DAS MAN ZIEHT

*Für Lorenzo Pérez-Reverte, Soldat der Republik,
der mit sechzehn Jahren in den Krieg zog,
mit neunzehn zurückkehrte
und vor seinem zweiundzwanzigsten Geburtstag starb.*

Es gibt Helden im Bösen wie im Guten.

La Rochefoucauld, Maximen und Reflexionen

Ein Bild ist eine Summe von Zerstörungen.

Pablo Picasso

1. DIE NÄCHTE VON BIARRITZ

Unter der Pergola der Terrasse sah man fünf weiße Flecken und einen roten Punkt. Die Flecken waren eine Hemdbrust und ein Kragen, zwei gestärkte Manschetten und das Einstecktuch in der Tasche einer Smokingjacke. Der rote Punkt die Glut einer Zigarette zwischen den Lippen eines Mannes, der regungslos in der Dunkelheit saß.

Von drinnen hörte man gedämpfte Stimmen und Musik. Der abnehmende Mond stand über dem schwarzsilbernen Meer zwischen dem blinkenden Leuchtturm rechts und der schwach erhellten oberen Altstadt links.

Es war ein klarer, milder Abend, an dem kaum ein Wind wehte. Fast Mitte Mai.

Lorenzo Falcó zog ein letztes Mal an seiner Zigarette, ließ sie fallen und trat sie aus. Wieder schaute er über das Meer und den dunklen Strand, ehe er die Augen auf die finsterste Stelle richtete, wo in diesem Moment dreimal eine Taschenlampe aufflammte. Nachdem er das Signal bestätigt hatte, durchquerte er erneut den verwaisten, mit Chrom und karminrotem Lack verzierten Salon, wo große Spiegel zwischen den Wandlampen im Art-decò-Stil seine schlanke Gestalt reflektierten.

Der Spielsaal war gut besucht, und Falcó ließ den Blick

über die Gäste an den achtzehn Tischen gleiten. In letzter Zeit hatte sich die Klientel des städtischen Kasinos gewandelt. Von den wilden Jahren der schnellen Autos, der Jazz-Hysterie, der spanischen Granden und angelsächsischen Millionäre, Luxus-Kokotten und russischen Aristokraten im Exil war in Biarritz nicht viel übrig. In Frankreich regierte die Volksfront, die Arbeiter hatten Anspruch auf bezahlten Urlaub, und wer jetzt dort an einer Havanna saugte oder den perlenbehängten Hals reckte, um eine Partie *Chemin de fer* oder *Trente et quarante* zu verfolgen, gehörte einer wohlhabenden Mittelschicht an, die Seite an Seite mit den Übriggebliebenen einer vergangenen Epoche saß. Und niemand plauderte mehr von der Sommersaison in Longchamp, dem Winter in Sankt Moritz oder der letzten Verrücktheit der Schiaparelli, vielmehr sprach man über den Spanienkrieg, die Bedrohung der Tschechoslowakei durch Hitler, die Schnittmuster der *Marie-Claire* für die heimische Konfektion oder die gestiegenen Fleischpreise.

Falcó fand den Mann, den er suchte, auf Anhieb, denn der hatte sich nicht vom Baccara-Tisch wegbewegt: korpulent, mit vollem grauem Haar und einem Smoking von sehr gutem Schnitt. Er saß immer noch neben derselben Frau – seiner Gattin – und beugte sich ihr zu, während er leise mit ihr redete und die Jetons be fingerte, die sich vor ihm auf dem grünen Tuch stapelten. Er schien mehr zu verlieren als zu gewinnen, aber Falcó wusste, dass dieser Herr es sich leisten konnte. In der Tat konnte er sich beinahe alles leisten. Er hieß Tasio Sologastúa und gehörte zu den reichsten Menschen von Neguri, dem noblen

Stadtviertel von Bilbao, dem Herzen des baskischen Großbürgertums.

Falcó sah zum Nachbartisch. Zwischen den Neugierigen stand Malena Eizaguirre und beobachtete von dort das Ehepaar. Sie sahen sich an, er deutete verstohlen auf seine Armbanduhr, und sie nickte leicht. Wie unabsichtlich trat Falcó neben sie. Mit ihrem kurz geschnittenen, modisch gewellten Haar und den großen schwarzen Augen war Malena nicht übermäßig attraktiv, rundlich, dreißig Jahre alt, mit regelmäßigen Zügen, doch verlieh ihr die weiße Abendrobe von Madame Grès aus gerafftem Chiffon ein klassisches, griechisch anmutendes Flair.

»Sie haben sich nicht von der Stelle gerührt«, sagte sie.

»Das sehe ich. Hat die Frau viel verloren?«

»Das Übliche. Jetons zu fünfzehntausend Francs, einen nach dem anderen.«

Falcó schmunzelte. Edurne Lambarri de Sologastúa liebte Baccara, Juwelen, Nerzmäntel und überhaupt alles Kostspielige. Genau wie ihre beiden Töchter – Izaskun und Aranchar, zwei hübsche, leichtlebige baskische Götter –, die sich um diese Tageszeit, wie gewohnt, zum Tanzen im Miramar aufhalten dürften. Er schaute noch einmal auf die Uhr. Zwanzig nach elf.

»Ich denke, sie werden bald gehen«, sagte er.

»Ist alles bereit?«

»Ich habe vor einer Weile angerufen und eben das Signal gesehen«, langsam ließ er den Blick umherschweifen.

»Siehst du die Leibwächter?«

Malena wies mit dem Kinn auf einen kräftigen Dunkelhaarigen mit niedriger Stirn und Boxernase in einem Smo-

king, der ihm um die Taille zu eng war. Ein wenig abseits des Baccara-Tisches an eine Säule gelehnt, behielt er Sologastúa mit hündischer Ergebenheit im Auge.

»Nur den da. Der andere ist sicher draußen beim Chauffeur.«

»Zwei Autos, wie üblich?«

»Ja.«

»Umso besser. Je mehr wir sind, desto lustiger wird's.«

Er sah sie schmal lächeln, sie beherrschte ihre Nervosität gut.

»Bist du immer so hartgesotten? Du nimmst wohl nie etwas ernst.«

»Manchmal schon.«

Malenas Lächeln wurde breiter. Sie wirkte angespannt, aber entschlossen. Der Tod ihres Vaters und ihres Bruders – ermordet bei dem Blutbad, das die Roten am 25. September an Bord des Gefängnissschiffes *Cabo Quilates* in der Ría de Bilbao angerichtet hatten – war mit ein Grund für ihre Entschiedenheit. Tochter einer gut situierten und traditionell karlistischen Familie, hatte sie während des Militärputsches tapfer die Aufständischen unterstützt, indem sie geheime Botschaften des Generals Mola von Pamplona nach San Sebastián übermittelte. Nachdem das mit ihrem Vater und ihrem Bruder geschehen war, hatte sie darum gebeten, bei Direktaktionen eingesetzt zu werden. Falcó und sie arbeiteten nun schon seit geraumer Zeit zusammen an der Planung dieser Operation. Sie ist gut, dachte er. Verlässlich, gewissenhaft und couragiert.

»Sie stehen auf«, sagte sie.

Falcó sah zu dem Tisch. Tasio Sologastúa und seine

Frau hatten sich erhoben und strebten auf die Kasse zu, um ihre Jetons zu wechseln. Es war die Zeit, zu der die beiden, nach ihrem gewohnten Abendessen im Le Petit Vatel und einer Weile im Spielkasino, in ihre Villa in Garakoitz zurückzukehren pflegten. Der Leibwächter stieß sich entspannt von der Säule ab und folgte ihnen. Falcó strich Malena mit zwei Fingern leicht über die Hand.

»An die Arbeit«, sagte er.

Die Frau hakte ihren Gatten unter, und arglos machten sie sich auf den Weg zur Garderobe.

»Pünktlich wie die Maurer«, bemerkte Malena und schlang eine bordeauxrote Wollstola um die nackten Schultern. »Jeden Abend um dieselbe Uhrzeit.«

Sie schien zufrieden, dass alles so exakt nach Plan verlief. Als Falcó nach einem kurzen Intermezzo in Katalonien – einem Eilauftrag des Admirals – wieder in Biarritz eingetroffen war, beobachtete sie die Sologastúas bereits seit vier Wochen. Das Ehepaar hatte letztes Jahr mit seinen Töchtern die Grenze passiert, unmittelbar bevor die nationalen Truppen den Übergang bei Irun besetzten. Tasio Sologastúa, prominentes Mitglied des PNV – der Partei der baskischen Nationalisten, die zwar katholisch und konservativ, aus praktischen Gründen jedoch mit der Republik alliiert war –, stellte eine der wichtigsten Stützen der autonomen Regierung des Baskenlandes im Ausland dar. Von seinem goldenen Exil aus, wo ein simples Menü dreimal so viel kostete wie ein Abendessen mit Champagner in einem guten Restaurant in Francos Spanien, war sein Einfluss bis in die nationalistischen Kreise des französischen Südwestens spürbar, und über seine Kon-

ten in Großbritannien und der Schweiz finanzierte er beträchtliche Waffenlieferungen, die mit Kurs auf baskische Häfen verschifft wurden. Wie Falcó dank seiner alten Schmugglerkontakte bestätigen konnte – die Vergangenheit ist niemals vollständig ausgelöscht –, hatte Sologastúa die baskische Kriegsflotte mit acht Kanonen, sieben Mörsern, zweiundzwanzig großkalibrigen Maschinengewehren, fünftausendachthundert Gewehren und einer halben Million Schuss Munition ausgerüstet und zwei bewaffnete Fischkutter für die baskische Behelfsmarine gechartert. Nicht gerade eine Sammlung von Zinnsoldaten. Und auf jeden Fall genügend Motive für die franquistischen Geheimdienste, ihn zu entführen oder umzubringen. Darin bestand, in ebendieser Reihenfolge, die Lorenzo Falcó übertragene Mission.

Im Licht der Lampen unter dem großen Vordach des Eingangs blieben sie stehen, während der Gehilfe des Portiers ihren Wagen holte. Von dort sahen sie eines von Sologastúas Autos, einen eleganten Lincoln Zephyr, vom Parkplatz kommen, während das andere, ein bescheidenerer Ford, mit eingeschalteten Scheinwerfern und laufendem Motor auf dem Vorplatz wartete. Das Ehepaar ließ sich auf dem Rücksitz des Lincoln nieder, der Leibwächter im Smoking half dem Chauffeur, die Türen zu schließen, und stieg dann in den Ford. Hintereinander fuhren sie an, vorweg der Lincoln, der Kies knirschte unter den Reifen, als Falcós und Malenas Peugeot 301 vor dem Portal bremste, eine geräumige, antriebsstarke Limousine, speziell ausgewählt für die Operation. Mit aller

Selbstverständlichkeit setzte sich Malena ans Steuer, während Falcó an den Portier und seinen Gehilfen Trinkgelder verteilte, dann auf dem Beifahrersitz Platz nahm und die Tür zuzog.

»Bereit?«, fragte er.

Sie hatte eine Hand auf dem Lenkrad und legte den ersten Gang ein. Im Schein der Eingangsbeleuchtung sah Falcó, dass sie die Schuhe ausgezogen und den Rock ihres langen Kleides bis über die Schenkel hochgezogen hatte, um es beim Fahren bequemer zu haben.

»Ich kann es kaum erwarten«, erwiderte sie.

Falcó schaute noch einen Moment auf ihre Beine, ehe er amüsiert nickte.

»Na dann, auf, auf zum fröhlichen Jagen!«

Der Wagen ruckte an, und er konnte Malena noch leicht verkrampt lächeln sehen, bevor sie die Lichter des Casinos hinter sich ließen. Von Weitem folgten sie dem Ford, der den Lincoln eskortierte und in den Kurven mit den Scheinwerfern anstrahlte. Sie fuhren entlang der leeren, schwach erleuchteten Straßen hinauf zur Atalaya und der Place Clemenceau und anschließend hinunter zur Küstenstraße in Richtung Saint-Jean-de-Luz.

»Perfekt«, meinte Falcó. »Wie jeden Abend.«

»Ja.« Malenas Profil zeichnete sich in der Dunkelheit ab, wann immer eine nahe Mauer die Lichter des Peugeot reflektierte. »Wir Basken lieben die Routine.«

»Routine ist tödlich.«

»Ja«, sie lachte leise. »Sieht ganz danach aus.«

Ihre Stimme, stellte Falcó fest, klang unaufgeregt. Sie fuhr sicher und geübt, hielt den richtigen Abstand, um we-

der aufzufallen noch die Beute aus den Augen zu verlieren. Sie hatten die Stadt hinter sich gelassen und waren auf der geraden, von Pinien gesäumten Uferstraße, das mondglänzende Meer zu ihrer Rechten.

»Noch zwei Kilometer«, verkündete Malena.

Falcó öffnete das Handschuhfach und nahm die FN Browning 9 mm und den Heissefeldt-Schalldämpfer heraus. Tastend zog er das Magazin aus der Pistole, vergewisserte sich, dass es voll war, steckte es wieder an seinen Platz und ließ eine Kugel in die Kammer gleiten, ohne zu entschichern. Anschließend schraubte er das Rohr des Schalldämpfers auf.

»Da vorne rechts ist die Abzweigung, dann kommt die Brücke von Garakoitz«, sagte Malena.

Jetzt lag in ihrer Stimme doch eine gewisse Anspannung. Sie nahm den Fuß vom Gaspedal, und der Peugeot wurde langsamer. Vor ihnen, in einer Entfernung von etwa hundert Metern, bewegten sich die Scheinwerfer der beiden anderen Autos nicht mehr.

»Polizeikontrolle«, konstatierte Falcó, die Waffe im Schoß. »Halt an, ganz ruhig.«

Gemächlich rollten sie weiter und stoppten hinter dem zweiten Fahrzeug. Im Licht des ersten sah man vor einer steinernen Brücke eine mobile Schranke auf zwei Böcken und den Schriftzug *Gendamerie* in einem blau-weiß-roten Kreis. Zwei dunkel uniformierte Beamte, ein großer und ein kleiner, standen zu beiden Seiten des Lincoln. Der kleinere bückte sich zum Fenster auf der Fahrerseite. Im Gegenlicht waren die Silhouetten der Leibwächter auf den Vordersitzen des dahinter stehenden Fords zu erkennen.

»Lass den Motor laufen«, sagte Falcó.

Er öffnete die Tür. Die Pistole in der Faust, aber mit lang herabhängendem Arm, damit man sie nicht gleich sah, stieg er aus. Er atmete dreimal tief durch und löste mit dem Daumen den Sicherungshebel. Ohne Eile ging er zwischen den beiden Autos hindurch auf die Fahrerseite des Fords, wobei er den Chauffeur und seinen Kollegen fest im Blick behielt, aber aus dem Augenwinkel auf die Polizisten achtete. Sanft pochte er mit den Fingerknöcheln der linken Hand an die Scheibe. Dabei lächelte er wie jemand, der nur eine harmlose Frage hat. Der Fahrer kurbelte das Fenster herunter, und Falcó schoss ihm ins Gesicht.

Die Browning hatte keinen starken Rückstoß, aber sie zuckte in seiner Hand wie eine Schlange nach dem Zubeißen. Darum musste er sie ein wenig senken, um auf den zweiten Leibwächter zu zielen, den mit der platten Nase, der sich verzweifelt wand, weil sein Kollege gegen seine Schulter gesunken war, und unter der Jacke nach etwas kramte, vermutlich nach einer Waffe.

»Nein!«, hörte er ihn flehen. »Nein!«

Im Licht der Scheinwerfer konnte Falcó die entsetzt aufgerissenen Augen sehen, die auf das Metallrohr des Schalldämpfers starrten, ehe die Pistole in seiner Hand ein zweites Mal losging und in den Hemdkragen des anderen ein Loch von der Größe einer Münze riss. Noch bewegte sich der Mann und versuchte, die Tür zu öffnen, was ihm gerade gelungen war, als Falcó ein zweites Mal abdrückte, sodass er halb aus dem Wagen rutschte.

Als Falcó wieder zu dem Lincoln hinüberblickte, hatte sich auch dort die Lage verändert. Die vordere linke Tür

stand offen, und der kleinere der beiden Gendarmen zerrte die Leiche des Fahrers heraus. Der andere hielt eine Taschenlampe und eine Pistole in der Hand, mit der er auf den Rücksitz zielte, wo sich Tasio Sologastúa und seine Frau erschrocken aneinanderklammerten. Falcó ging hin, öffnete eine der hinteren Türen und setzte dem Mann die Mündung des Schalldämpfers an den Kopf.

»Steigen Sie aus. Nur Sie. Ihre Frau bleibt drin.«

Die Taschenlampe des großen Polizisten erleuchtete alles sehr deutlich: das verzerrte Gesicht des baskischen Finanziers, die ängstliche Miene seiner Gattin. Plötzlich begann sie zu schreien. Ein gellendes, durchdringendes Kreischen. Falcó beugte sich über den Mann, und indem er weiterhin auf ihn zielte, versetzte er der Frau einen Faustschlag an die Schläfe, dass sie besinnungslos gegen das Seitenfenster fiel.

»Steigen Sie aus«, sagte er noch einmal bedächtig zu Sologastúa. »Oder wir bringen Ihre Frau gleich mit um.«

Der Mann gehorchte. Als Falcó ihn an den Wagen drängte, um in seinen Taschen nachzusehen, ob er bewaffnet war, spürte er Sologastúas Zittern. Malena wendete derweil den Peugeot. Im Licht der Scheinwerfer sah Falcó für einen Augenblick die Leiche des Chauffeurs, die mit durchschnitener Kehle im Straßengraben ausblutete.

»Was ist los?«, brachte Sologastúa endlich hervor.

»Sie sind Gefangener der Nationalen.«

Der andere brauchte einen Moment, um das zu verarbeiten. Dann übertraf seine Empörung beinahe seine Angst.

»Humbug«, sagte er. »Wir sind in Frankreich.«

»In Iparralde, ja«, gab Falcó zu. »Nördliches Baskenland.«

- »Was wollen Sie von mir?«
»Sie auf eine kleine Reise schicken.«
»Wohin?«
»Lassen Sie sich überraschen.«

Falcó packte ihn am Jackenkragen und schob ihn, die Waffe immerzu auf seinen Kopf gerichtet, auf den Peugeot zu. Hinter ihnen fuhren die beiden Gendarmen die anderen Autos von der Straße und stellten sie zwischen den Pinien ab.

»Und meine Frau?«, fragte Sologastúa.

»Machen Sie sich um die keine Sorgen. Niemand wird ihr etwas antun.«

Verwirrt ließ er sich vorwärts treiben. Doch als er vor dem Kofferraum des Peugeots stand, den Malena soeben geöffnet hatte, hielt er abrupt inne.

»Ihr Schweine«, sagte er.

Falcó versetzte ihm einen Stoß. Malena hatte eine Rolle breites Heftpflaster aus dem Kofferraum genommen. Damit fesselten sie Sologastúa die Hände auf den Rücken und banden ihm die Beine zusammen. Er wehrte sich zunächst, weshalb Falcó ihm in den Solarplexus boxte, nicht übertrieben, nur so fest, dass er in die Knie ging.

»Wenn es um Geld geht, ich kann ...«, fing der Finanzier an, als er wieder Luft bekam.

Malena schnitt ihm mit zwei Schichten Heftpflaster das Wort ab. Gemeinsam hieften sie ihn hoch und legten ihn in den Kofferraum. Dann ging Malena zur Fahrerseite und kam mit einem Fläschchen Chloroform und einem großen Wattebausch zurück, den sie mit abgewandtem Gesicht und angehaltenem Atem tränkte und anschließend

dem Gefangenen auf die Nase drückte. Eine halbe Minute später regte sich Sologastúa nicht mehr. Falcó verbarg ihn unter Decken, einem kleinen Koffer und einem Picknickkorb und schloss die Klappe, während Malena sich wieder ans Steuer setzte. Schließlich wandte sich Falcó den beiden Polizisten zu, die die Leichen und die Abspernung von der Straße geschafft hatten.

»Wie geht es unserer Frau Millionärin?«, erkundigte er sich auf Spanisch.

Im matten Licht des schmalen Mondes sah Falcó, wie sich die Männer der Uniformen entledigten und sie ins Gebüsch warfen.

»Sie ist noch bewusstlos«, sagte der Kleinere.

Falcó nickte zufrieden.

»Wenn sie nicht Auto fahren kann, steht ihr nach dem Aufwachen ein schöner Spaziergang bevor.«

Der andere lachte.

»Sie wird ohnehin zu Fuß gehen müssen, weil beide Autos einen Motorschaden und zerstoebene Reifen haben. Wie gefällt dir das?«

»Großartig.«

»Bis sie zu Hause ist oder ein Telefon gefunden hat, seid ihr längst in Irun.«

Falcó holte sein Schildpattetui und das silberne Parker Beacon hervor und steckte sich eine Zigarette an.

»Das war saubere Arbeit«, bemerkte er und ließ dabei den Rauch aus seinem Mund entweichen.

Der andere stimmte ihm zu.

»Dieses Mädchen da hat seine Sache gut gemacht«, sagte er.